

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bewegung in irgend einer Form nachzugeben? Das Letztere scheint bei dem ganzen Aufbau des französischen Staates fast ausgeschlossen. Das Erstere halte ich für unwahrscheinlich. So wird die elsass-lothringische Frage nicht so rasch gelöst werden.

U r a u , den 22. Juni 1926.

H e l t o r A m m a n n .

Tragischer Humor der Weltgeschichte.

Alle Welt weiß, daß die Vereinigten Staaten in den Weltkrieg eintraten, um den Militarismus zu vernichten, Recht und Freiheit zu schützen und für die Menschheit ein goldenes Zeitalter ewigen Friedens heraufzuführen. Wohl gibt es Zweifler, die behaupten, Amerika habe sich nur zum Krieg entschlossen, weil es die Bezahlung seiner ungeheuren, in überaus neutraler Weise der Entente gelieferten Waffen-, Munitions- und Lebensmittel-Sendungen ernstlich in Frage gestellt sah. Aber es ist nicht schön, so zu reden und das Strahlende zu schwärzen, das Erhabene in den Staub zu ziehen. Es genügt, diese skeptischen Menschenfeinde und Germanophile auf S. E. den Präsidenten Wilson sel. hinzuweisen, in dem das Ideal Gestalt gewann, oder auf die herrlichen Arbeiten des Völkerbundes, dem — wie wir von unsern Landesvätern bestimmt vernahmen — die Vereinigten Staaten nächstens beitreten werden. In dem Brief aus Amerika, den wir heute, am 21. Juni 1926, erhielten, stand zwar nichts hievon; umso mehr ist uns der Poststempel aufgefallen, der deutlich folgende Worte zeigte:

„Let's go citizen in military training camps“.

Das mag doch wohl heißen: Laßt die Bürger in die militärischen Übungsfelder einrücken.

Ohne Anglizist zu sein, vermuten wir, daß dies ein anderer Ausdruck ist für „Rüsten wir endlich ab!“ oder auch „Werden wir endlich Ragazianer!“ Um sicher zu sein, erkundigten wir uns bei einem Englischlehrer. Der Herr bestätigte uns, daß „military training camps“ wohl nichts anderes bedeuten könne als Schulhäuser, in denen staatsbürgerlicher Unterricht erteilt, Dogmatik, Warenkunde und japanische Sprache gelehrt würden. Möge die große, edle Schwesterrepublik uns auch hierin ein Vorbild sein!

R. U. M.

Bücher-Rundschau

Bayern und die Reichsgründung.

M. Döberl: Bayern und Deutschland. Bayern und die Bismarck'sche Reichsgründung. Verlag von H. Oldenbourg, München und Berlin, 1925. 319 S.

Über die Umwandlung des norddeutschen Bundes zum deutschen Reich durch Abschluß der Verträge mit den süddeutschen Staaten im Jahre 1870 besitzen wir bereits eine umfangreiche Literatur. Für Baden kommt insbesondere die Schrift von Georg Meyer: Die Reichsgründung und das Großherzogtum Baden, Heidelberg 1896, für Württemberg die Arbeit von Eugen Schneider: Württembergs Beitritt zum Deutschen Reich 1870, Stuttgart 1920, für Hessen-Darmstadt die Ausgabe der Tagebücher Dalwigks von Schüßler und das Werk von E. Vogt: Die hessische Politik zur Zeit der Reichsgründung in Betracht. Auch für Bayern boten bisher schon Studien wie die von Erich Brandenburg, Georg Künzler, R. U. v. Müller, Ottokar Lorenz u. a. wertvolle Aufschlüsse. Eine erschöpfende, auf den Akten ruhende Darstellung erhalten wir aber erst jetzt in dem vorliegenden wichtigen Werk des durch frühere Arbeiten über die bayrisch-deutschen Angelegenheiten schon

rühmlich bekannten Münchener Professors D ö b e r l. Die Benutzung der Staatsakten im Münchener Archiv des Auswärtigen, im Geheimen Staatsarchiv, im Kriegsarchiv, im Geheimen Hausarchiv, dazu die Kenntnis von Akten des Auswärtigen Amtes und des Reichsamtes des Innern in Berlin, württembergischer und badischer Staatspapiere hat ihm eine genaue Einsicht in das, was hinter den Kulissen vorging, ermöglicht. Auch die noch ungedruckten Memoiren des Grafen Hugo von Lerchenfeld, damaligen Privatsekretärs des bayerischen Ministerpräsidenten Grafen Bray, sind ihm zustatten gekommen. Gestützt auf diese reichen urkundlichen Materialien und mit Beherrschung der gesamten in Frage kommenden gedruckten Literatur hat er eine fest begründete Darstellung liefern und manche Legende, die bisher gläubig angenommen ist, zerstören können.

Die Haltung Bayerns beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, die schon damals geltend gemachten bayerischen Vorbehalte, die Münchener Konferenzen vom September 1870, in denen Delbrück im Auftrag Bismarcks sich mit den bayerischen und württembergischen Ministern ins Benehmen setzte, die Versailler Verhandlungen, die zum Abschluß der Verträge führten, die Lösung des Kaiserproblems: das alles wird aufs hellste beleuchtet nicht ohne manche Korrektur früherer Darsteller. In den Beilagen findet sich der wörtliche Abdruck der wichtigsten Urkunden, wie bayerischer Gesandtschaftsberichte, des Protokolles der Münchener Konferenzen, bayerischer Ministerialakten, die nur fragmentarisch in Brays „Denkwürdigkeiten“ gedruckt sind, Korrespondenzen König Ludwigs II., seines Kabinettssekretärs Eisenhart u. a. m.

In günstigerem Licht als bisher gewöhnlich erscheint Graf Bray. Daß sein Benehmen bei Ausbruch des Krieges zweideutig und unzuverlässig gewesen, daß er die Anerkennung des Bündnisfalles von dem Vorbehalt einer Gebietsvergrößerung abhängig gemacht habe, wird einwandfrei widerlegt. Was die deutsche Frage betrifft, so war sie ihm, dem nüchternen Diplomaten, dem vorsichtigen Geschäftsmann allerdings von Hause aus keine Herzensangelegenheit, sondern eine Verstandesache. Auch ist es unleugbar, daß er die Initiative zu Verhandlungen in der deutschen Frage nicht freudig, sondern gedrängt durch die Macht der nationalen Bewegung ergriff und daß er das Angebot der deutschen Kaiserkrone an den König von Preußen als Preis für weitgehende Zugeständnisse an Bayern betrachtete. Aber an seiner Ehrlichkeit und an seiner klugen Erkenntnis der Macht der nationalen Bewegung ist nicht zu zweifeln. Wesentlich seinem Andringen war es zuzuschreiben, daß König Ludwig II. sich überwand, durch wörtliche Kopie des von Bismarck aufgesetzten und dem Oberstallmeister Grafen Holnstein mitgegebenen Briefes König Wilhelm die Kaiserkrone anzutragen.

Wie in Wirklichkeit die Stimmung des unglücklichen Bayernkönigs war, beweist am besten ein von Döberl zum ersten Mal mitgeteiltes Schreiben desselben vom 25. November 1870 an seinen Bruder Otto. Hier hieß es u. a.: „Ich erlebte mittlerweile recht viel Trauriges! Selbst der bayerische monarchische Bray beschwor mich mit Brandh und Luz,¹⁾ sobald als möglich jenem König die deutsche Kaiserkrone anzubieten, da sonst die andern Fürsten oder gar der Reichstag es thun würde. Könnte Bayern allein, frei vom Bunde stehen, dann wäre es gleichgültig, da dies aber geradezu eine politische Unmöglichkeit wäre, da Volk und Armee sich dagegen stemmen würden und die Krone mithin allen Halt im Lande verlöre, so ist es, so schauderhaft und entsetzlich es immerhin bleibt, ein Akt von politischer Klugheit, . . . wenn der König von Bayern jenes Anerbieten stellt. . . Jammervoll ist es, daß es so kam, aber nicht mehr zu ändern.“ Es nimmt sich fast wie Ironie aus, wenn man in einem Schreiben des Kabinettssekretärs Eisenhart an den Grafen Bray „Hohenschwangau, 3. Dezember 1870“ liest: „S. Majestät lassen mir eben sagen, daß Allerhöchst dieselben wünschen, es möge Höchstderem Anerbieten des Kaisertitels in der Presse veröffentlicht und dabei das Vorgehen der Krone Bayerns als eine nationale That in das gebührende Licht gesetzt . . . werden.“ Sehr richtig sagt Döberl von König Ludwig II.: „Gewiß spielte er gerne den nationalen König, ließ sich

1) die Minister des Kriegs und der Justiz.

gerne wegen seiner nationalen Verdienste und — Opfer feiern, trotz seiner Verehrung für den Sonnenkönig. Aber er hing gleichzeitig mit einem mehr als königlichen Selbstgefühl, mit einer fast mystischen Andacht am Herrscheramte, empfand tief und schmerzlich den Verlust jedes einzelnen Kronrechtes, bangte gleichzeitig vor dem Urteile derer, die sich als Wächter dieser Kronrechte ausgaben und besaß doch nicht den Mut und die Festigkeit und bei seinen seelischen Ablenkungsmomenten auch nicht die Zeit, Gefahren für die Selbständigkeit Bayerns zäh, anhaltenden Widerstand entgegenzustellen, Worten die That folgen zu lassen.“

Man vermißt bei Döberl eine Berücksichtigung der Behauptung D. v. Mohl's (Fünzig Jahre Reichsdienst, 1920, S. 18), der preußische Gesandte in München habe den Grafen Holnstein ersucht, bei Bismarck anzuregen, ob nicht das durch die Bauten des Königs angewachsene Defizit der Zivilliste im Betrag von 6 Millionen Gulden, die der bayerische Landtag nicht bewilligen werde, „auf irgend eine Weise, eventuell aus dem Welfenfonds“ gedeckt werden könne. Er begnügt sich S. 165 mit der Andeutung, der König habe sich durch den Grafen Holnstein von Bismarck „gewisse Sicherungen und Gegenleistungen“ erbeten und (S. 162): „Der Oberstallmeister scheint von Bismarck auch gewisse territoriale und finanzielle Zugeständnisse erhalten zu haben.“ Läßt er diesen Punkt im Dunkeln, so werfen seine urkundlichen Mitteilungen ein helles Licht auf das Verhalten und auf die Denkweise der nächsten Verwandten König Ludwigs. Höchst bezeichnend ist ein an ihn nach der Kaiserproklamation im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles am 18. Januar 1871 gerichteter Brief seines Bruders Otto: „Ach, Ludwig, ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie unendlich weh und schmerzlich es mir während jener Zeremonie zu Mute war, wie sich jede Faser in meinem Innern sträubte und empörte gegen all das, was ich mit ansah. Tief es doch dem gerade entgegen, für was ich tief innerlich glühe und was ich von Herzen liebe und wofür ich mit Freuden mein Leben einsehe. . . Welchen wehmütigen Eindruck machte es mir, unsere Bayern sich da vor dem Kaiser neigen zu sehen; ich war eben von Kindheit an so was nicht gewöhnt; mein Herz wollte zerspringen. Alles so kalt, so stolz, so glänzend, so prunkend und großtuerisch und herzlos und leer. . . Endlich drängte man sich durch diese Knäuel zurück und aus dem Saale hinaus. Mir war's so eng und schal in diesem Saale, erst draußen in der freien Luft atmete ich wieder auf. Dieses wäre also vorbei.“

Hält man sich die geheimen und offenen Widerstände des bayerischen Partikularismus in den höchsten Regionen und in gewissen Volkskreisen gegen deutsches Reich und protestantisches Kaisertum vor Augen, so vermag man erst recht die Schwierigkeiten zu würdigen, die Bismarck bei seinem Einigungswerk zu bewältigen hatte. Döberl läßt der schöpferischen Kraft seiner realpolitischen Persönlichkeit, der Vorsicht, mit der er vom Beginn des Krieges an das bayerische Selbstgefühl zu schonen suchte, dem feinen psychologischen Verständnis, mit dem er die Versailler Verhandlungen führte und damals wie später den geistig schon nicht mehr gesunden König Ludwig behandelte, volle Gerechtigkeit widerfahren. Indessen dürfte das unbedingte Lob, das er der Reichsverfassung von 1871 spendet, diesem „kunstvoll gefertigten Chaos“, wie der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich, es bezeichnet, manche Einschränkung erfahren. Er selbst gesteht S. 196 zu, „das Schicksal des Reiches sei davon bedingt worden, daß das ganz auf die Person Bismarcks zugeschnittene Reichskanzleramt mit einem Mann besetzt werde von der Leistungsfähigkeit und der staatsmännischen Größe des ersten Kanzlers.“ Die seitdem gemachten Erfahrungen haben dies Urteil bestätigt.

Zürich.

Alfred Stern.

Landammann Blumer †.

Reden von Landammann Eduard Blumer. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. H. Trümpy, Ratschreiber. Verlag von Rud. Tschudy, Glarus, 1926.

Wer schon das Glück gehabt, einer Glarner Landsgemeinde im Ring zu Glarus beizuwohnen, oder wer mit den Glarnern zur historischen Stätte nach Näfels hinunter gewallfahrtet, dem bleiben diese Kundgebungen einer in der Tradition wie in Granit verankerten Demokratie unvergeßlich. Im Mittelpunkt dieser Kundgebungen des fortschrittlichen Glarner Volkes standen seit vier Jahrzehnten die staatsmännischen Reden des am 7. Oktober 1925 verstorbenen Landammanns **E d u a r d B l u m e r**.

An der Fahrt wandelt uralter Stiftung gemäß aus jedem Haus der ehrbarste Mensch die Wege und Stege der Väter nach dem Schlachtfeld, wo der Landammann die Erinnerung an die Schlacht weckt und auf das allen Menschen Gemeinsame hinweist; er wird zum Sprecher des ganzen Volkes, ebenso an der Landsgemeinde. Schon als Knabe hat Blumer nichts sehnlicher gewünscht, als einmal wie Dr. Heer, der nachmalige Bundesrat, auf der Bühne zum Volke sprechen zu können. Was Blumer von Heer sagte, er habe der Landsgemeinde einen höhern Geist verliehen, das gilt auch von ihm selbst. Immer wieder hat er das Hohelied der Landsgemeinde gesungen!

Blumers Reden sind ein Spiegelbild der politischen Ereignisse im Glarner Land und in der Eidgenossenschaft von 1887 bis 1925, das heißt während der Zeit seiner Landammannschaft. Mit der Annahme der neuen Verfassung, deren Schöpfer Blumer war, berief ihn die Maientagung des Glarner Volkes an die Spitze des Landes. Die Verfassung von 1887 bedeutete namentlich in formal rechtlicher, organisatorischer Beziehung einen sehr großen Schritt, wurde doch dadurch das ganze veraltete Regierungssystem mit hohem Rat, dreifachem Landrat und vielen ständigen Ratskommissionen in modernem Sinne umgeformt und durch eine wirkliche Regierung, einen Regierungsrat mit Departementsverteilung ersetzt. In materieller Beziehung brachte die Verfassungsrevision erweiterte und erhöhte Beitragsleistungen an das Armen- und Schulwesen. Obwohl Blumer selber Fabrikant war, stellte er sich in den Dienst der Arbeiterfrage. Mit Begeisterung berichtete er an der Landsgemeinde von 1890 über die internationale Arbeiterschuttkonferenz in Berlin, wohin ihn der Bundesrat abgeordnet hatte. Auf diesem Gebiet hat überhaupt der Kanton Glarus gesetzgeberisch unter Schuler und Blumer Pionierarbeit auf dem europäischen Kontinent geleistet. Neben der Klauenstraße und der Sernftalbahn, die ihre Entstehung seiner Initiative verdanken, lag ihm ganz besonders die kantonale Alters- und Invalidenversicherung am Herzen. Ihre einstimmige Annahme durch die Landsgemeinde von 1916 war seine größte Freude. In der ganzen Staatsverwaltung trat er für Gesetze und Maßregeln ein, die die Schwachen und Kleinen entlasteten. Trotzdem hat er den Staatshaushalt des Kantons in bestem Zustand zurückgelassen. Dem Grundsatz getreu, für jede neue Ausgabe auch die nötige Deckung zu schaffen, war es unserm Finanzdirektor möglich, den Miteidgenossen den glarnerischen Staatshaushalt zum Muster zu machen. Nur dadurch, daß er, selber ein großer Steuerzahler, das vorhandene Steuerkapital immer schärfer erfaßte, konnte der Kanton Glarus bei den verdoppelten und verdreifachten Staatsausgaben mehr als dreißig Jahre lang beim gleichen Steuerfuß bleiben. Erst seit 1920 kennt der Glarner die Einkommenssteuer, vorher genügte die Steuer auf dem Kapital.

Seine eidgenössischen Betrachtungen gehören zum Schönsten, was er uns hinterlassen hat. In Übereinstimmung mit Ruchonnet wünschte er eine ziel sichere, energische eidgenössische Regierung. „Die eidgenössische Politik muß getragen sein von demselben Unabhängigkeitsgefühl, das unsern Vätern innewohnte.“ Nichts enttäuschte ihn mehr, als wenn unsere oberste Landesbehörde in irgend einer Frage, die unser nationales Prestige betraf, eine Niederlage erlitt. In seinen Fahrtsreden sprach er ganz besonders zum Herzen seines Volkes und stellte sich dabei würdig an die Seite der größten Volkserzieher. Wie schön schilderte Blumer den geraden Sinn unserer Väter, bange fragend, wie es jetzt um uns stehe: „Die Einfachheit der Sitten, die Genügsamkeit, die

altschweizerische Biederheit, Gradheit, Offenheit und Treue, die Opferwilligkeit, das Gottvertrauen und das Vertrauen in die eigene Kraft, finden wir sie heute noch wie damals? Sind auch Unabhängigkeits Sinn, Festigkeit, Entschiedenheit, Ausdauer im Kampf für die gute Sache und unentwegte Gesinnungstreue noch so stark wie zu jener Zeit und sind es auch die Eintracht, die Liebe und Achtung gegenüber dem Mitmenschen und die Liebe zum Vaterlande? Wer dürfte alle diese Fragen oder nur eine derselben mit fröhlichem Ja beantworten! Und doch müssen diese Grundpfeiler feststehen, sonst sind wir kein markiges, starkes, kein unserer Ahnen würdiges Geschlecht. Den Kern im Volksleben gesund zu erhalten, bedarf es in der verflachenden materiellen Zeitrichtung wieder größerer Pflege der idealen Güter.“

So steht der 99. Landammann des Landes Glarus vor uns. Möge das Bild des treuen Landesvaters, so lange Grund und Grat steht, eingegraben sein im Herzen der dankbaren Nachwelt!

H a n s S c h m i d, Wohlen.

Zur Murtenfeier.

Für die Geschichte unseres Landes ist immer die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Deutschen und Franzosen von entscheidender Bedeutung gewesen. Zwar hat die Abseitslage samt dem Schutz gegen Westen durch die lange Kette des Juras und gegen Osten durch Bodensee und Rheinlauf uns davor bewahrt, allzu stark in die ständigen Reibungen und Zusammenstöße der beiden großen Völker Mitteleuropas hineinverwickelt zu werden. Von den großen Entscheidungen sind wir trotzdem immer in Mitleidenschaft gezogen worden.

Die jüngste Wiederkehr einer derartigen Gefahrzeit haben wir selbst seit 1914 erlebt, wobei es noch unsicher ist, ob wir sie bereits völlig überstanden haben oder ob sie nur vorübergehend abgeflaut ist. Die 450. Wiederkehr des entscheidenden Tages der ersten solchen Notzeit hat die Eidgenossenschaft gerade in diesen Tagen gefeiert.

Bis ins 15. Jahrhundert hinein hat unser Land einen äußern Feind kaum gekannt. Nach Süden schützten wie bis heute die Berge. Gegen Westen bot die Macht des Reichs volle Sicherheit. Erst als die Kaisergewalt verblaßte, das Reich in eine Unzahl selbständiger Gebilde zerfiel, änderte sich das. Denn gleichzeitig wurde im Westen die Kraft Frankreichs vom Königtum zusammengefaßt. Bevor sie aber gegen das zerfallende Kaiserreich ausgenutzt werden konnte, kam für dieses die Auseinandersetzung mit einer im Zwischenland, an der Grenze der beiden Machtbereiche herangewachsenen Macht, dem Burgunderreich. Aufbauend auf der Machtlosigkeit der beiden großen Staaten war dieses entstanden, das erste „moderne“ Staatswesen nördlich der Alpen. Es war ein buntes Gemisch romanischer und germanischer Volksstämme, französischer und deutscher Kultur. Das Herrscherhaus kam aber von Westen, aus dem französischen Königsgeschlecht, und französisch blieb im Grunde trotz aller äußern Mischung der Charakter des Burgunderreiches. Dafür liefert ein soeben herausgekommenes Werk des besten deutschen Kenners dieser Verhältnisse, Otto Cartellieri, wieder den Nachweis.¹⁾ Es schenkt ja diesem Punkte keine besondere Beachtung, aber aus den ganzen fein ausgefeilten, bis in die kleinsten Einzelheiten den Quellen abgelauchten Kulturbildern aus dem Burgunderreich und vom Burgunderhof geht das auf Schritt und Tritt hervor. Wir hatten bis jetzt in deutscher Sprache keinen Führer, der uns auch nur annähernd die ganze reiche, anziehende und doch so fremde Art hätte deutlich machen können, die sich plötzlich so drohend vor Deutschland und der Eidgenossenschaft erhob. Man wird jetzt eher begreifen können, welcher mächtigen Eindruck das Burgunderreich in allen Ländern am Rhein machen mußte. Man wird aber auch fühlen, weshalb man hier den Kampf gegen Burgund, das doch die Hauptquellen seiner

¹⁾ Am Hofe der Herzöge von Burgund. Kulturhistorische Bilder von Otto Cartellieri. Basel, Schwabe, 1926. 330 Seiten mit 25 Bildern u. f. w. 12.50 Fr.

Kraft in den germanischen Gebieten von Flandern und Brabant hatte, als Kampf mit dem „Welschen“ auffaßte.

Der vierte Burgunderherzog, Karl der Kühne, hielt seit seinem Regierungsantritt 1467 alle seine Nachbarn in Atem. Er verfügte über reiche Hilfsquellen und wohl organisierte Machtmittel. Ludwig XI. von Frankreich, der kühle, skrupellose Rechner, erfuhr ihre Stärke. Die einzelnen Territorien des machtlosen deutschen Reiches waren dem Burgunder sozusagen ausgeliefert. In rastloser Tätigkeit versuchte Karl die zerstreuten Gebiete seines reichen Besitzes in Verbindung zu setzen und nach allen Seiten zu erweitern. Er hatte zuerst namhafte Erfolge. Das Bistum Lüttich kam in seine Hand und damit die Verbindung zwischen den Niederlanden und Luxemburg. 1469 faßte er auch am Oberrhein festen Fuß, durch die pfandweise Erwerbung der vorderösterreichischen Besitzungen. Die Grenze des Burgunderreiches lag jetzt im Norden in Friesland, im Westen am Kanal und an der Loire, im Südwesten nördlich Lyon und im Südosten am Bözberg! Und rastlos griff Karl weiter aus. Am Niederrhein mischte er sich in Erzbistum Köln ein. Lothringen sollte die unmittelbare Verbindung der zwei großen Hälften seines Besitzes in den Niederlanden und im eigentlichen Burgund bilden. Alle Nachbarn mußten sich bedroht fühlen.

Bei einer derartigen Lage wird man es verstehen, daß schließlich alle Gegensätze verstummten und am Oberrhein aus den Eidgenossen, dem Herzoge von Osterreich, den Bischöfen von Basel und Straßburg, den Reichsstädten von Basel bis Straßburg ein bunt gemischter Bund gegen Burgund zusammen kam. Von ihm wurde der Kampf entschlossen aufgenommen. An ihm ist schließlich die burgundische Macht nach jahrelangen Kämpfen in wenigen Monaten zusammengebrochen. Die Entscheidung brachte Murten. Damit war das zwischen Deutschland und Frankreich emporstrebende Reich erledigt. Seine Teile fielen an die beiden großen Nachbarn zurück. Und unmittelbar darauf entbrannte zwischen ihnen das Ringen, das seither trotz vorübergehender Unterbrechungen nie mehr zur Ruhe gekommen ist.

Die Siege des Burgunderkrieges haben die Eidgenossenschaft davor bewahrt, in dem deutsch-französischen Zwischenreich aufzugehen. Sie haben sie davor bewahrt, zugleich damit in die große deutsch-französische Auseinandersetzung von Anfang an völlig hineingerissen zu werden. Sie haben auch die Möglichkeit gegeben, die eigene Art und Kultur zu bewahren und nicht gleich den vlämischen Niederlanden, dem mitteldeutschen Luxemburg und später dem eng verwandten Elsaß kulturell völlig zerspalten und geknickt zu werden. Zur Behauptung dieses Ergebnisses hat es später noch mancher Kämpfe und manches Glücksfalles bedurft, die Grundlage wurde aber doch in den Burgunderkriegen gelegt und die entscheidende Tat war Murten. Daran muß heute auch gedacht werden.

S. A.

Ein Wanderbuch.

Wenigen ist es vergönnt, in ihrem Leben einmal die Grenzen ihres Landes oder gar ihres Kontinentes zu überschreiten. Die meisten müssen sich damit begnügen, die weite Welt und fremde Erdteile in Gedanken anhand ansprechender Reisebücher, wie sie uns Karl Alfons Meyer in der letzten Nummer der „Monatshefte“ so verlockend schildert hat, zu durchstreifen. Und trotzdem: Ein Paar feste Sohlen unter die Füße, ein Rucksack auf den Rücken und ein Stock in die Hand, dazu reicht es noch jedem. Und das ist auch alles, was einer braucht, wenn er in seinen Alltag ein Stück Sonntag, in den Zwang seines Berufslebens ein Stück unbegrenzte Freiheit und in seine Einsamkeit unter den Menschen ein Stück innigste Verbundenheit mit der Natur hineinbringen will. Wie viele unter uns haben aber das verlernt, was man mit dem einen Wort bezeichnet: wandern! Die einen — und das sind vielleicht die ärmsten — fühlen sich erhaben über etwas so Plebejisches, das sich in ihrer Vorstellung mit Anstrengung,

Staub und niederperlenden Schweißtropfen verbindet. Sie suchen ja, wenn sie in ihrem leicht gefederten und wunderbar bequem gepolsterten Wagen durch das Land jagen, „Erholung“; Erholung von der Ruhelosigkeit und Nervenanspannung des Berufs. Wer wollte das Reizvolle einer derartigen Fahrt im Auto leugnen, die uns in kurzen Stunden ohne Anstrengung eine Überfülle von Eindrücken zu vermitteln vermag. Aber eben: „ohne Anstrengung“ und gleich „eine Überfülle“. Das ist ja schon das Merkmal unseres heutigen Erwerbslebens, daß es nichts in uns wirklich zum Ausreifen kommen läßt. Entscheidungen müssen übers Anie gebrochen, Urteile ohne erdauerte Reife gefällt werden. Und jetzt soll sich das auch an den Tagen der Erholung, der „Ausspannung“ wiederholen! Bei der schnellen Fahrt jagt ein Eindruck den andern. Keinem können wir uns wirklich hingeben, bei keinem ausruhen, weil im gleichen Augenblick schon wieder ein anderer da ist. So fühlen wir uns im raschen Wechsel der Bilder einige Stunden gut „unterhalten“. Haben wir uns dabei aber wirklich auch „erholt“?

Wie anders der Wanderer. Im Gleichtakt der körperlichen Bewegung beginnt sich seine innere Welt gleichsam zu ordnen. Was dort am Werktag zu kurz gekommen, hebt sich — in innerer Zwiesprache oder im Zwiegespräch mit dem Wanderkamerad — ins Bewußtsein empor; was bis zur schmerzhaften Übermüdung dort sein Denken beschäftigte, taucht wohlthuend unter ins Unbewußte. Dann fesselt seinen Blick plötzlich die strahlende Sonne, das Blau des Himmels, die Farbenpracht einer Blumenwiese. Seine Brust weitet sich in der würzigen Bergluft. Ein Gefühl lang entbehrter Beglückung überkommt ihn. Innen und Außen verschmelzen in eins. Und dann nach getaner Arbeit, aus dem Rucksack oder im bescheidenen Bergwirtschaus, der verdiente Lohn. So viel Genuß, das macht ihm kein Autofahrer nach, und wenn er vor der auslesensten Tafel mit einem halben Duzend Gängen sitzt. Vielleicht ist der Wanderer am Abend wahrhaft müde. Aber was verschlägt das, hat er doch einen so reichen Tag hinter sich und so viel „erlebt“!

Also liegt alles am „erleben“? „Erleben“ denn aber nicht die Zuschauer, die sich Sonntag für Sonntag zu Zehntausenden um den Ring im Sportplatz drängen, auch etwas? Nein! Das ist ein paar Stunden lang Nervenfidel. Zu einem wirklichen Erlebnis braucht es nicht nur einen Anreiz von außen, sondern auch eine innere Bereitschaft. Und gerade der Anstrengung, die deren Aufbringung erfordert, wollen wir ausweichen, wenn wir nur nach Unterhaltung streben. Wandern ist kein bequemes Unterhaltenwerden. Zum Erlebnis wird dem Wanderer Umgebung und Natur nur, wenn er aus seinem Inneren etwas dazu beisteuert. Das Wandern stellt Anforderungen. Darum ziehen so viele heute das Unterhaltenwerden vor. Zu ihrem eigenen Schaden. Denn Unterhaltung hinterläßt, wenn sie zu Ende ist, gähnende Leere. Erfrischung und wirkliche Bereicherung bringt nur, was Anforderungen an unsere eigenen Kräfte gestellt, was uns zur Teilnahme mit unserm ganzen Seelenleben, zum Einsatz unserer Persönlichkeit genötigt hat.

Wie und wohin sollen wir nun wandern? Kein besserer Wegkamerad ist da zu finden für den, der innerhalb unserer Landesgrenzen bleiben will, als **Hans Schmid** mit seinen Wanderbüchern. Durchs Wallis, über die Bündnerpässe, in das — noch immer — klassische Land unserer nordischen Sehnsucht, in unser schweizerisches Stück Südländ, ins Tessin, hat er uns darin geführt. Nun fügt er diesen bereits erschienenen vier Bänden einen fünften hinzu: **Gotthard, Bahn und Paß** (Verlag Huber, Frauenfeld, 1926, 224 S., Fr. 8). Damit hat er seiner zahlreichen Lesergemeinde sicherlich den allergrößten Gefallen getan. Denn wer einmal erfahren, was für unendlich reiche Erlebnismöglichkeiten Wandern und Reisen bieten und wie viel Kunst darein gelegt werden will, dem genügt es längst nicht mehr, mit dem Schnellzug in wenigen Stunden den Sprung zu tun von diesseits nach jenseits der Alpen. Er will vielmehr das große Erlebnis, das dieser Übergang — in der einen oder in der andern Richtung — immer wieder bedeutet, „auskosten“, d. h. zum wirklichen Erlebnis ausreifen lassen. Und das kann er nur, wenn er auf Schusters Rappen den Völkerweg über den Gotthard hinter sich bringt.

Sei es nun, daß er das schon ganz oder in Teilstücken getan, dann wird er an Hand von Schmid's Schilderungen und Betrachtungen sich gerne seine vergangenen Wandertage wieder in Erinnerung rufen. Und Schmid sorgt mit seiner leichtflüssigen, anschaulichen und humorgespickten Darstellungskunst schon dafür, daß das in den lebhaftesten Farben geschieht. Sei es, daß Teile oder das ganze Stück dieser Wanderung — Schmid beginnt in Amsteg und hört in Giornico auf — noch auf seinem Wanderprogramm stehen, dann wird ihm das Buch Anleitung und Anreiz zur baldigen Ausführung sein.

Schmid versteht es in einzigartiger Weise, poetische Naturdarstellung und Lehrhaftes zu vereinen. Bald geben wir uns ganz seiner Naturschilderung hin, bald lassen wir uns gerne durch sein fleißig und äußerst gewissenhaft zusammengetragenes Wissen über Vergangenheit und Gegenwart der durchwanderten Orte und Gegenden unterrichten. So erfahren wir aus seinem Buche z. B., neben einer trefflichen Schilderung der Bahnfahrt von Arth-Goldau bis Bellinzona, an Hand von Auszügen aus Reisebriefen und Berichten, wie „Gotthardreisen in alter Zeit“ empfunden worden sind — mit wenigen Ausnahmen als durchaus nichts Unnehmlisches. Dann aber erstehen bei der Beschreibung der einzelnen Etappen unserer Wanderung auch die ganze Vergangenheit der großen Völkerstraße und die mit ihr verknüpften geschichtlichen Ereignisse (man denke an Suwaroffs Zug) vor unsern Augen. Kurz, Schmid hat uns nicht nur gelehrt, wo hin wir wandern sollen. Er gibt uns auch eine treffliche Anleitung, wie wir es tun sollen, damit uns Natur und Mensch, Landschaft und Leute, ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart zu einem einzigen Ganzen verschmelzen und wir so aus Sonnen- und Ferientagen jene unauslöschlichen Eindrücke mit nach Hause tragen, die oft nach Wochen, Monaten oder gar Jahren noch wie ein stilles Leuchten unsern Alltag begleiten.

Dem Buch sind mehr als ein Duzend wohlgelungener photographischer Aufnahmen aus den durchwanderten Gegenden beigegeben. Den fesselnden und ausdrucksvollen Umschlag hat Otto Baumberger gezeichnet.

* * *

In diesem Zusammenhang mag auch noch auf das vor einem Jahr in 3. Auflage erschienene Werk „Das Tessin, Führer durch das ennetbirgische Land“ von Vincent Benner, hingewiesen sein (110 Seiten Text und ca. 150 Bildtafeln. Fr. 12; Verlag Frobenius, Basel). Neben dem ansprechenden und sachlich gut anleitenden Text verleihen die mit viel Geschick ausgewählten Abbildungen dem Buch besonders auch bleibenden Erinnerungswert. D.

Aphorismen zur Lebensweisheit.

Hans Albrecht Moser: „Die Komödie des Lebens“. 416 S. Großottav. Amalthea-Verlag, Zürich (1926). Gebestet Fr. 13.—.

Ein seltsames Buch! Wohl das erste seiner Art in der schweizerischen Literatur. Aber ein großes Versprechen. Denn in diesen abgebrochenen, oft zusammenhanglosen Aussprüchen läßt sich ein Mann ahnen, der auf seine Weise „au-dessus de la mêlée“ steht, über dem Gewimmel der Tages- und Parteifragen, deren Schlagworte er so sehr verachtet, daß er uns andere, neue schenkt. Dieser ungewöhnliche H. A. Moser gibt vor, sein Geheimschreiber Volkers habe eine „Philosophie des gewöhnlichen Menschen“ verfaßt. Darin, daß er zu glauben scheint, er rede als Gewöhnlicher zu Gewöhnlichen, beruht sein größter, vielleicht einziger Irrtum. Das Buch erinnert in seiner ernstesten Auffassung der Lebenskomödie an Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit“; da und dort blitzen Gedanken auf, die Georg Chr. Lichtenberg gefaßt und formuliert haben könnte; anderes mahnt an die Reflexionen von De la Rochefoucauld oder die Sinnsprüche Logaus. Wäre das herrlich, wenn uns Herr Moser den satirischen Roman schenken würde, den Lichtenberg versprach. Manch Einer, der einmal dreier Gedanken schwanger ist, weiß sie nicht anders zur Welt zu bringen

als in einen Roman gewickelt; Moser hingegen hat hundert Ideen und verschmäht es, sie auszuspinnen. Er versetzt in den Brennpunkt einander durchschneidender Romane. Am Leser ist es, sich diese unbekannteren Romane hineinzudenken. Er fordert also auf zu eigenem Dichten, verlangt eine Welt zur Welt. Ist sich Moser, ist sich sein Verleger klar darüber, welche Ansprüche sie an den „gewöhnlichen Leser“ erheben?

„Der Gedanke, wie wenig das ist, was die Erwachsenen sind, stimmt einen traurig, wenn man Kinder wachsen sieht“ — so lautet einer der Sätze Mosers. Oder ist es ein Ausspruch Poltereds? Unser Serapionsbruder spaltet sich nämlich in verschiedene Persönlichkeiten. Wie bei Stevenson sich der grundböse Dr. Hyde vom Dr. Jekyll scheidet, so zerlegt sich dieses Buch in Aufzeichnungen des Herrn von K., in Tagebuchblätter Heinrich Volkers, in Überzeugungen des Pessimisten Hieronymus Poltered und des lustigen Hans Wurst; alle sind überdies mit Dr. Samiel eng befreundet. Dieser hat eine Glaze, Poltered einen wüsten Vollbart, Herr Wurst wohl ein Schnurrbärtchen — ihre Synthese dürfte dem Herausgeber ähnlich sehen, der mit romantischer Ironie über den Personen steht, wie Hoffmann über den Lebensansichten Murrs. Die Herren schreiben einen ähnlichen Stil, trotz so verschiedener Weltanschauung. Ihre Gedanken aber sind meist nachdenkenswert. Der starke Band enthält so viel Geistvolles, Tiefsinniges, Unregendes, Heiliges und Frivoles, daß ich versucht bin, geradezu nach Nietzen zu suchen. Solche muß es doch geben! Was nicht einmal Lichtenberg und Pascal erreichten, was weder in Gracians Hand=Orakel noch in den Sprüchen Goethes gelang, was Frau v. Ebner-Eschenbach nicht glückte, braucht auch von H. A. Moser nicht verlangt zu werden. Auch bei ihm findet sich Spreu neben dem Weizen. Weit überwiegend sind aber die Aussprüche, die reiche Erkenntnis in treffender Form widerspiegeln. Dürfen wir wenige aneinanderreihen? „Es gehört zur Bildung, zu wissen, worin man nichts weiß.“ „Es gehört mehr Liebe zur Mitfreude als zum Mitleide.“ „Schreibt euch nie zu schöne Briefe! Denkt ans Wiedersehen!“ (gewiß von Herrn Poltered eingeflüstert). „Wer nichts zu verlieren hat, dem macht es nichts aus, sich in die Karten schauen zu lassen.“ Man lese, wie köstlich zwei erbitterte Feinde, die im Theater nebeneinander zu sitzen kommen, die Situation „entpeinlichen“. Solch kleine Anekdoten bilden eine Würze des Buches. Auf dem Berggipfel meint der Tourist, auf die Welt unten deutend: „Schön, nicht?“ Und Poltered antwortet: „Von weitem, ja.“ Vier Zeilen Mosers gipfeln im Satz: „Urteile lassen sich aufschwätzen, der Standpunkt nicht.“ Und nun zu denken, daß unter Zehntausenden, die täglich von der Presse, von ihrer Zeitung, bearbeitet werden, zehn einen Standpunkt besitzen! Beiläufig, kann es auch optimistische Aphoristiker geben? Da fällt mir ein eigener Satz ein, den ich Herrn Wurst zum Besten gebe: Mut läßt sich suggerieren, Verstand nicht. Moser weiß natürlich, daß Revolutionen nur einen Namentwechsel der Obenseienden bewirken; er scheint auch die Vergänglichkeiten des Ruhms und der Liebe zu kennen. Er läßt sich von Gefühlen nicht zum Narren halten und erkennt unsentimental die treibenden Beweggründe. Sein Buch ist ebenso belehrend wie belustigend. Es ist aber noch mehr: es erhebt sich zu einer Vision, die Tiefsinn mit Ironie und Pathos paart. Sie erinnert mich an Tagebuchblätter Auch Einers oder an die Menhir-Rede bei Vischer. Es ist eine Freude, solche Akkorde wiederholt zu hören. Und Moser empfindet musikalischer als die ihm ähnlichen Aphoristiker. Ob wir sein grandioses Bild vom Friedensfest und dem Ende der Komödie des Lebens verstandesmäßig schon ganz erfaßt haben, bezweifeln wir, einen großen sinnlichen Eindruck aber (dem Stimmungsbrechung auch nicht fehlt) empfangen wir jedenfalls und darauf dürfte es dem Dichter wohl ankommen. Zweimal führt er einige Takte an und verlangt, daß die Musik innerlich vernommen werde. Besser hätte er die Töne gar nicht wählen können: sie stammen natürlich aus — doch halt! Moser hat vielleicht Gründe, den gewaltigen Dichtermusiker nicht zu nennen, dem er für Totenklage und mystische Feierlichkeit Motive entlehnte. Ohne Zweifel scheint uns Mosers Gesicht von Monsalvat — was sage ich? Mosers Monte Santo-Vision dichterisch, symbolisch, gedanklich sehr nachfühlenswert. Möge für unsern

Bogau der Prosa nicht gelten, was er selbst sagt: „Der Aphoristiker ist zu vergleichen mit einem Menschen, der ein Fenster aufreißt, den Vorübergehenden etwas zuruft, und, bevor diese eingehend verstanden haben, wie es gemeint war, das Fenster wieder zuschlägt. Mögen sie es sich selbst zurechtlegen.“

Karl Alf. Meher.

Briefe J. V. v. Scheffels an Dr. A. Crismann in Brestenberg.

Zu J. V. v. Scheffels 100. Geburtstagsfeier ist eine ganze Flut von Artiteln, Broschüren, Büchern erschienen; unter diesen auch ein kleines Büchlein von 46 Seiten, mit vier Bildern geschmückt, herausgegeben von **K. Bosh** im Verlag von H. R. Sauerländer & Cie., Marau, das von besonderem Interesse für die Schweiz sein dürfte, es trägt den Titel: **Briefe J. V. v. Scheffels an Dr. A. Crismann in Brestenberg**. Schon das kurze, mit Sachkenntnis geschriebene Vorwort von K. Bosh bringt manch' Interessantes, dem sich Scheffels Briefe anschließen, deren erster, datiert vom 3. April 1861, nach seiner Rückkehr in die Heimat als Geheilter, eigentlich ein Dankesbrief ist. Wie sehr der Dichter an der Schweiz und besonders an Brestenberg, an Dr. Crismann hing, der nicht nur sein Arzt, sondern auch sein erprobter Freund war und es bis zu seinem Tode verblieb, spricht sich fast in jedem Briefe in rührender Weise aus, ich führe nur einzelne Stellen an: Karlsruhe, 3. April 1861.

„Meine freundlichsten Grüße begleiten diese Zeilen; ich denke jeden Tag an Brestenberg und seine Bewohner, und oft mit einem gewissen Heimweh. Der Übergang aus der frischen Luft des Hallwiler Sees in die schwerere und trägere der Rheinebene hat nicht günstig auf mich gewirkt und so korrekt ich auch mein äußeres Leben zu führen bestrebt bin, so tritt doch mein früheres Leiden, mit den damit verbundenen trüben Stimmungen, wieder häufiger hervor als droben, im ländlichen Frieden Ihrer Quelle.“ — Und weiterhin: „Sie werden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir einmal mit einigen Zeilen Nachricht geben, wie Alles bei Ihnen geht und steht, wie sich Ihre Angehörigen befinden, was die Anlage um den Tropfsteinkoloz am See für Fortschritte gemacht hat, . . . und was sonst für Erlebnisse in dem glücklichen Frieden des Hauses Brestenberg vorkommen. Der Abschied ist mir sehr schwer gefallen, ich hatte mich an das Stilleben bei Ihnen, . . . an all die lieben Bewohner des Hauses . . . und an die Natur Ihres schönen Landes so gewöhnt, daß ich täglich dies und jenes vermisse . . . vom frühen Wassertrunk an der Quelle bis zum späten Binoggel am wärmenden Ofen.“

So gerne nun Scheffel wieder Brestenberg aufgesucht hätte, mußte er diesem fernbleiben, da von der „Süddeutschen Zeitung“ die Nachricht verbreitet worden war, der Dichter Scheffel habe im Sommer in einer Heilanstalt für Geistesranke gewelt, und sei jetzt als geheilt von dort entlassen worden. Es war Allenau, die badische Irrenanstalt, genannt, nicht aber Brestenberg. Scheffel schreibt: Karlsruhe, 15. Januar 1863. „Ich bin den Urhebern noch nicht auf der Spur und glaube auch, daß sich die Sache in einen nicht böswilligen Klatsch auflösen wird. Sollte ich aber im Verlauf zu weiteren Erörterungen gezwungen werden, so wäre es mir angenehm, einen Prospektus von Brestenberg zu besitzen, in welchem erklärt ist, daß prinzipiell Geistesranke dort nicht aufgenommen werden oder, falls gedruckt solches nicht existiert, eine Erklärung von Ihnen, die dies bestätigt. Diese erbärmliche Neugier und Verdreherei der Dinge seitens des verehrlichen Publikums könnte mir schier den guten Humor verderben, den ich vom Hallwilersee heimgebracht und der, so Gott will, noch eine Zeit lang vorhalten soll. . . . Der Ruckuck soll die Waschweiber holen, die nicht begreifen können, daß Einer die Einsamkeit aufsucht, ohne verrückt zu sein.“ Und in seinem Briefe vom 12. März 1863 kommt sowohl sein Ingrim über die Verbreiter solcher Gerüchte, wie die große Sehnsucht nach der Schweiz zu beredtem Ausdruck: „In diesem Jahr wird mein Wunsch, am Hallwilersee zu leben und zu arbeiten, nicht in Erfüllung gehen. Nach dem, was die schlechten Menschen

in der ganzen deutschen Presse gegen mich ausgesprengt haben, darf ich den Gerüchtfabrikanten nicht die Handhabe geben, daß ich in der Nähe einer Wasserheilanstalt lebe, sonst heißt's das nächste Mal, er sei zwar nicht geisteskrank, aber s. . . . — Ich habe mich des Sophocles erinnert, der, als er für altersschwach erklärt werden sollte, seinen Richtern einen Chorgesang aus dem Oedipus auf Kolonos vorlas, und habe deshalb ein Buch in die Presse gegeben [Frau Abenteuer]. Mehr — à dato sechs Wochen nach Empfang der Insulte — wird auch der Vernünftigste nicht zu tun im Stande sein. — Die Niederträchtigkeit hat gut auf mich gewirkt, indem sie mich zur Ertragung anstrengender Arbeit stählt. Somit nehmen Sie in Ihre reichen Beobachtungen auch die auf, daß es auch geistige Sturzabturen geben kann und daß, wenn Einer unter eine tüchtige Dachtraufe von Lüge und Bosheit kommt, dies seiner Gesundheit sehr förderlich sein kann.

Wenn Sie den Breitenberger Wegweiser entworfen haben, bin ich bereit, ihn durchzusehen und Ihnen meinen unmaßgebenden Rat nicht vorzuenthalten —.

Ich grüße Sie von ganzem Herzen. Wenn ich nicht durch diese Dinge an den Schreibtisch gefesselt wäre, so würde mir die wehende Frühlingsluft jetzt schon das Signal geben, die Reisetasche umzuhängen und südwärts, in die Reviere von Rigi und Pilatus zu pilgern, — weil's aber nicht kann sein, so wird's vielleicht im Jahre 64 besser.“

Noch einmal wandte sich Scheffel an den Freund und Arzt in seinem Briefe vom Juli 1868 um Wahrung seiner Interessen in seiner unseligen Ehe-sache, da, wie es scheint, man versuchte, Dr. Crismann gegen Scheffel zu beeinflussen, was aber nicht gelang.

Daß der Dichter trotz allem Widrigen und ehelichem Mißgeschick sein Interesse nicht an der Politik verlor und weitausschauenden Blickes dieselbe erfaßte, zeigt die Bemerkung im Briefe von Karlsruhe, 28. November 1866:

„Von Politik schreibe ich nichts. Es stinkt in allen Fecht Schulen. Wenn sich die Deutschen gefallen lassen, zu nichts anderem zu taugen als zum . . . prrräsentiert das Gewehr! so sind sie ihrer Zukunft wert. — Die Schweiz tut gut, sich so wehrhaft und so intelligent wehrhaft zu machen, als möglich. Reden und Schreiben hilft in diesem Stadium nichts mehr. Ich denke viel an den Aargau; wenn die Schuldigkeit nicht abgerufen hätte, ich wäre noch in der Schweiz. Aber ich kann hier, durch meine Anwesenheit, nicht mir, aber andern nützen. Manchmal habe ich freilich ein Gefühl wie Einer, der statt Quellwasser Essig trinkt.“

Und wirkt es nicht wie ein prophetischer Ruf, wenn man in seinem Briefe vom 28. Juli 1870 den Satz liest: „Ich bin Pessimist und sehe aus dem ganzen Krieg lediglich Unheil für die zivilisatorischen Aufgaben Europas.“ —

Es sind nur einige Stichproben, die ich, um das Interesse des Lesers anzuregen, hier angeführt habe, die aber zeigen mögen, daß die Lektüre dieser Briefe sich in jeder Hinsicht lohnt.

Sophie Barazetti-v. Le Monnier, Luzern.

Das neue Jahrhundert deutscher Dichtung.

Mazzucchetti, Lavinia. *Il nuovo secolo della poesia tedesca (Le grandi civiltà — Guido Manacorda, III).* Bologna, Nicola Zanichelli, 1926, 269 S., Lire 15.

Mit einigem Mißtrauen geht man hinter eine ausländische Darstellung der neuesten deutschen Literatur, Mißtrauen, das sich in unserm Falle verstärkt beim Durchblättern des bibliographischen Anhanges, auf dessen Unvollständigkeit die Verfasserin allerdings in einer Fußnote aufmerksam macht. Die deutschen Genossinnen von der Feder schneiden bei Lavinia Mazzucchetti recht kümmerlich ab. Neben männlichen Gestirnen zweiten und dritten Ranges finden nur Ricarda Huch, Else Lasker-Schüler und die St. Gallerin Regina Ullmann

Gnade vor ihren Augen. Die Zweiteilung ihres Buches in die neue und die alte Schule wirkt nicht überzeugend. Muß die Verfasserin doch selbst zugestehen, daß manche Dichter sowohl zur einen wie zur andern Abteilung gehören. Eine allerneueste Literaturgeschichte wird aber immer persönlich begrenzt sein. Verdienstvoll ist es, daß Lavinia Mazzuchetti für sich und ihre Landsleute Wege durch die üppigen Gärten der deutschen Poesie bahnt, die auch für uns im großen Ganzen begehbar sind. Obgleich sie für rein poetische Werte nicht unempfänglich ist — ihr Werk klingt in einer warmen Würdigung des Dichters Rainer Maria Rilke aus —, legt sie als Ausländerin das Hauptgewicht auf die Zeitprobleme, die sich in der deutschen Dichtung auswirken. Von diesem Gesichtspunkte aus bedeutet ihr Franz Werfel mehr als Karl Spitteler. Wir möchten ihr kurzes Urteil über den Schweizer vorweg nehmen. Sie weist ihn der nießschanischen Vergangenheit zu, nennt ihn den großen Unzeitgemäßen, der außerhalb aller Schulen, jeder Mode stehe. Mzu lange sei er vernachlässigt worden, als daß er jemals noch, den Lobeshymnen an seinem Grabe zum Troste, unmittelbares Verständnis bei denen fände, die von der Poesie Gewalt und Offenbarung der Leidenschaft verlangen. Vielleicht sei es ein Zeichen von Kurzsichtigkeit, wenn sein Werk als Kraftverschwendung, als unbewußte Verleugnung der zeitgenössischen Kunst empfunden werde. Die Pfabe, auf denen Lavinia Mazzuchetti durch die deutsche Zeitliteratur führt, dürften hier und da bestimmtere Kennzeichen aufweisen. Wenn sie bei einer Erscheinung anhält, so wirkt ihr Urteil selbständig oder zum mindesten nicht voreingenommen.

Mit Gerhart Hauptmanns Drama: *Vor Sonnenaufgang*, 1889, begann der Sieg des Naturalismus. Freiheit und Wahrheit waren die Schlagworte, Wahrheit im Sinne einer getreuen Wiedergabe der Wirklichkeit. Der prosaische Kapitalismus ersetzte die Romantik. Gott wurde durch die Naturwissenschaften, durch Haeckel, abgeschafft. Im Durste nach Wahrheit lag Demut und Stolz zugleich. „Schaffen“, schien ein törichtes Beginnen, „finden, auswählen und anordnen“ war die Aufgabe des Künstlers gegenüber dem von der Natur gebotenen Stoffe. Die Literatur wurde sozial und lehrhaft. Sie schuldigte an, sie erzog, sie munterte auf. Kaum eine Generation später, bei Ausbruch des Weltkrieges, hatte der Naturalismus abgewirtschaftet. Wenn sich an der Schwelle des 20. Jahrhunderts die Literatur um psychologische Feinheiten, um Ausnahmeelebnisse drehte, so wurden alle Probleme des individuellen Lebens oder bestimmter Gesellschaftsklassen angesichts des Weltkrieges unbedeutend. Der Stern Ibsens erblich. Zola verlor sich unter der Schar seiner mittelmäßigen deutschen Nachahmer. Tolstoi hielt sich am längsten; aber auch die Begeisterung für ihn flaute ab. Der in das Chaos geworfene Mensch mußte sich erneuern. Der Künstler rettete sich vor der grauenhaften Wirklichkeit in die eigene Seele. Die Neuromantik, als deren Vorläufer Nietzsche, der Sprachschöpfer, zu betrachten ist, gruppierte sich um Stefan George. — George steht zwischen dem Realismus des 19. Jahrhunderts und dem leidenschaftlichen Irrrealismus unserer Tage. Frank Wedekind setzte der Wirklichkeit ein aus Satire und Melancholie gewobenes Mißtrauen entgegen, indem er eine neue Ethik ausrief. Die Vernunft, so wurde gepredigt, genüge nicht mehr, es brauche Intuition. Das Barock, das alles Einfache und Vernünftige herunterreißt, schien aufzuleben. Die ersten 20 Jahre des 20. Jahrhunderts sind gleichsam eine zweite Sturm- und Drangperiode. Expressionismus ist die Losung, Expressionismus, nach Hermann Bahr die Kunst, mit den Augen der Seele zu sehen. Die Psychologie wird beiseite geschoben; denn sie sage vom Menschen so wenig aus wie die Anatomie. Das Individuum fesselt nur als Exponent seiner Zeit. Wenn in „Sturm und Drang“ des 18. Jahrhunderts die Motive des Kindsmordes und der feindlichen Brüder vorherrschen, so ist es heute der Vatermord. Die Heutigen sind die Anführer bei der Revolte der Heranwachsenden gegen die Vorhergehenden. Programmwerke dieser Richtung sind u. a. „Der Sohn“, Drama von Walter Hasenclever (1913), der Roman Werfels „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ (1920), die dramatische Sendung: „Der Bettler“ von Reinhard Johannes

Sorge (1916). Die Theorien Freuds wurden schnell und unborsichtig von der jungen Generation benutzt. Die „patria potestas“ ist das zerstörende Prinzip an sich, der Ursprung aller Morde, Kriege und Übel. Der Kampf richtet sich gegen die väterliche Gewalt in jedem Sinne: gegen die Religion, denn Gott ist der Vater der Menschen; gegen den Staat, weil der Präsident der Vater der Bürger ist; gegen die Justiz, da Richter und Polizisten die Väter derjenigen sind, welche die menschliche Gesellschaft glaubt schuldig nennen zu müssen; gegen das Heer, denn der Offizier ist der Soldatenvater; gegen die Industrie, weil der Fabrikbesitzer der Vater der Arbeiter ist. In der Romadenzeit beruhte die Familie auf der Mutter, der Gebärerin. Sie wurde verdrängt durch den Vater und die Sippe. Als weiblicher Atlas der Schmerzen erscheint bei den Jungen die unterbewußt geliebte Mutter. Die Rebellen von heute sind nicht nur Zerstörer, sondern Verkünder der Liebe, Apostel der Religiosität. Die Welle des Mitleids und der Liebe erreicht selbst den Feind. Häufig ist der „Gruß an die Feinde“ im Bewußtsein der tiefen kosmischen Gemeinsamkeit, der unausrottbaren, unbegrenzten Brüderlichkeit. Der Pazifismus verdichtet sich zur Vision des zukünftigen Paradieses im Völkerbund. Unter den Gottsuchern, in Gott Versenkten, Gottesgegnern steht Werfel, der Jude, mit seiner vorwiegend christlich-evangelischen Auffassung des Lebens mit an erster Stelle. Für ihn ist die Anwesenheit des Göttlichen in jeder Kreatur gewiß. Es sind buddhistische und theosophische Einflüsse in der Zeitliteratur erkennbar.

Neben Reinhard Goerings Drama „Die Seeschlacht“ und Hermann Hesses Erzählung „Siddharta“ hätte die Verfasserin den von Geburt dänischen, als Schriftsteller aber deutschen Karl Gjellerup mit seinem „Weltwanderer“ und die Erlösungsdichtungen Albert Steffens erwähnen sollen. In Gustav Meyrinks Roman „Der Golem“ sieht sie den modernen Mystizismus verkörpert.

Entsprechend dem Inhalt stellt sich die Form der neuesten Dichtung dar. Das letzte Jahrzehnt gebar die Poesie des Schreies, des Anrufs, des Flehens, der Verwünschung. In der Lyrik wie im Drama feiert der Schrei Orgien. Das Drama weist unmotivierten Wechsel von Prosa und Versen auf. Wirkliche Personen und visionäre Erscheinungen lösen einander ab, wie z. B. in Paul Kornfelds Tragödie „Himmel und Hölle“ (1920). In Georges „Bettler“ erscheint zum ersten Male die Szene in verschiedene Räume geteilt, auf die je nach Bedarf das Licht fällt, wodurch der Eindruck des Irrealen verstärkt wird. Seit dem Kriege wird das deutsche Theaterprogramm von fremden Stücken oder den Versuchen der Jungen bestritten. Selbst kleinere Städte sind auf die neusten Erscheinungen veressen, kaum daß sie in Berlin oder München zur Aufführung kamen.

Die Verfasserin verhehlt sich nicht, daß die von ihr geschilderte „junge Schule“ eine Minderheit bildet. Sie streut daher in ihr Buch Urteile über allgemein anerkannte Schriftsteller ein, die sie zumeist unter dem Kapitel „alte Schule“ unterbringt. So befaßt sie sich mit Thomas und Heinrich Mann, Hermann Hesse, Hofmannstal, Schnitzler, Dehmel u. a. Dehmel nennt sie das Band zwischen der impressionistischen Lyrik Liliencrons und der kosmisch-mystischen, ekstatischen Poesie unserer Zeit. Waldemar Bonsels unerhörten Erfolg mit seiner Erzählung von der Biene Maja bucht sie gebührend, ohne auf die für unsere Zeit typische, nicht nur als Jugendliteratur so verbreitete Tierdichtung hinzuweisen.

Man wird das Buch Lavinia Mazzucchettis nicht aus der Hand legen, ohne sich zu Studien in zeitgenössischer Literatur lebhaft angeregt zu fühlen, und damit ist wohl der Hauptzweck eines derartigen Werkes erfüllt.

Helene Meher.

Literarische Neuerscheinungen.

Aellen, Hermann: Hauptmann Heizmann, Tagebuch eines Schweizers. Graz, Schweizer Heimat, 1925. 120 S. 3 Fr.

Das Tagebuch eines Mittelschullehrers umfaßt die Jahre 1914—18. Das Haupterlebnis ist der Grenzdienst im Tessin, wo eine „schlimme“ Begegnung mit einer schwarzen Fiametta stattfindet. Verständiger benimmt sich zu Hause die kühle Frau Elisabeth, die einem zudringlichen französischen Internierten die Türe weist. Teuerung, Generalstreik, Grippe und Tod brechen über die kleine Festbesoldeten-Familie herein. Vieles ist — man mag es der Tagebuchform zugute halten — nur angedeutet. Daran liegt es wohl, daß uns, die wir den angeführten allgemeinen Begebenheiten noch zu nahe stehen, das Büchlein weniger zu sagen hat als einmal unsern Kindern, welche es als Zeitdokument schätzen werden.

Ganz angenehm liest sich **Max v. Fischers Povero Fornaretto**. Das arme Bäckerlein von Venedig. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert, nach dem Italienischen des Ferruccio Julin frei bearbeitet. Bern, Kommissionsverlag P. Haupt, 1926. 38 S.

Es ist eine doppelte Liebesintrigue, wobei ein armes Bäckerlein unschuldig an den Galgen kommt. Einen hübschen Schmuck bilden die Ansichten von Venedig nach Radierungen von Ernesto Havas.

Helene Meyer.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Aellen, Hermann:** Hauptmann Heizmann; Schweizer Heimat, Graz, 1925.
Baumberger, Otto: Pestalozzi-Stätten, 20 Original-Lithographien; Rotapfelverlag, Zürich, 1926.
Blumer, Eduard: Reden; Tschudy, Glarus, 1926.
Bosch, A.: Briefe J. B. v. Scheffels an Dr. A. Grismann; Sauerländer, Aarau, 1926.
Cartellieri, Otto: Am Hofe der Herzöge von Burgund; Schwabe, Basel, 1926.
Döberl, M.: Bayern und die Bismarcksche Reichsgründung; Oldenbourg, München, 1926.
Haller, Adolf: Heinrich Pestalozzi; Huber, Frauenfeld, 1926.
Mazzucchetti, Lavinia: Il nuovo secolo della poesia tedesca; Zanichelli, Bologna, 1926.
Moser, Hans Albrecht: Die Komödie des Lebens; Amalthea, Zürich, 1926.
Schmid, Hans: Gotthard, Bahn und Paß; Huber, Frauenfeld, 1926.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Edgar Schmid, Dr. jur., Rechtsanwalt, Zürich. — **Otto Kredel**, Dr. phil., München. — **Theodor Weiß**, Dr. jur., Bundesrichter, Lausanne. — **Walter Beyli**, Fürsprecher, Aarau. — **Martin Rind**, Dr. phil., Riehen. — **Hans Dehler**, Dr. phil., Zürich. — **Hektor Ammann**, Dr. phil., Aarau. — **Alfred Stern**, Dr. phil., Prof. für Geschichte am Eidg. Polytechnikum, Zürich. — **Hans Schmid**, Dr. jur., Bezirkslehrer, Wohlen. — **Karl Alfons Meyer**, Kilchberg. — **Sophie Barazetti-v. Le Monnier**, Luzern. — **Helene Meyer**, Dr. phil., Kilchberg.

Unsere Leser ersuchen wir, davon Kenntnis zu nehmen, daß, wie gewohnt, unser **August- und Septemberheft** als **Doppelnummer** in der zweiten Hälfte August erscheinen.

Die Schriftleitung.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhalbenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.